

# Insel Verlag

## Leseprobe



Manzoni, Alessandro  
**Die Verlobten**

Eine mailändische Geschichte aus dem siebzehnten Jahrhundert  
Aus dem Italienischen von Ernst Wiegand Junker

© Insel Verlag  
insel taschenbuch 3389  
978-3-458-35089-7



Alessandro Manzoni, die beherrschende Gestalt der italienischen Literatur des 19. Jahrhunderts, wurde am 7. März 1785 in Mailand geboren und starb dort am 22. Mai 1873. Sein Ruhm stützt sich auf ein einziges umfassendes Werk, den 1825/26 in einer ersten Fassung erschienenen und begeistert aufgenommenen Roman *I promessi sposi*. Vor dem Hintergrund einer politisch bewegten Zeit, der spanischen Fremdherrschaft im Italien des 17. Jahrhunderts, erzählt Manzoni die Geschichte von Renzo und Lucia, deren Heirat durch Intrigen, Krieg, Aufstände und Pest über zwei Jahre hinweg verhindert wird. In seinem großartigen und komplexen Drama des Stadtstaates Mailand macht Manzoni zugleich – in Anspielung auf seine eigene Zeit – den Freiheitskampf eines unterdrückten Volkes zum Thema seines Romans. In einer zweiten Fassung von 1840-42 überarbeitete er sein Werk nach der toskanischen Hochsprache und setzte damit ein bedeutendes Signal für die italienische Einigungsbewegung des Risorgimento.

insel taschenbuch 3389

Alessandro Manzoni

Die Verlobten





# ALESSANDRO MANZONI

## DIE VERLOBTEN

Eine Mailändische Geschichte aus dem  
siebzehnten Jahrhundert

Aus dem Italienischen  
von Ernst Wiegand Junker

Mit einem Essay von Umberto Eco  
und einem Nachwort des Übersetzers

Insel Verlag

insel taschenbuch 3389

Erste Auflage 2008

Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig

© Patmos Verlag GmbH & Co. KG

Artemis & Winkler Verlag, Düsseldorf und Zürich

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des  
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch  
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Hinweise zu dieser Ausgabe am Schluß des Bandes

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag nach Entwürfen von Willy Fleckhaus

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35089-7

I 2 3 4 5 6 - 13 12 11 10 09 08

# INHALT

Die Verlobten

9

Anhang

Umberto Eco: Worte und Taten:  
Natürliche Zeichensprache und Wort  
bei Manzoni

839

Nachwort des Übersetzers

865





## EINFÜHRUNG

»In betrachtung der Historia mag selbe in wahrheit wohl deffinieret werden als ein ruhmreicher krieg gegen die Zeit, denn sie entreisset dero händen die jar, ir gefangene, ja die schon sind geworden zue leichen, rufet sie wieder ins leben zurück, hält heerschaw vber sie vnnd reihet sie auffs new zuer schlacht. Aber die berühmten ritter, als welche bey solchem turney Palmen und Lorbeern ernten, rauben allein die prächtigliche und glänzendste beute bloss, vnd balsamieren mit iren dinten die vndernemungen der Fürsten vnd Potentaten vnd personen von Stande, vnnd nähren mit denen allerfeynsten nadeln des geistes die gold- und seydenfäden auff zue einer beständigen stickerey ruhmreicher Taten. Doch mir, der ich dißfals bey weitem nicht genug bin, an derengleichen gegenständen vnd gefährlichen erhabenheiten zue ermatten, mich dvrch labyrinth Politischer händel hindurch zue winden beym schall der kriegsdrommeten, wenn mir auch nur etzliche denkwürdige ereignisse sind kund worden, vnnd selbe auch geringen leuten von kleinem herkommen zuegestossen, lass ich mir angelegen seyn, hievonn für die nachwelt etwas auffzusetzen, vnnd aufrichtig vnd freymüthig zu erzählen, oder besser zue perichten. Dabey wird mann auff enger bühne gar klägliche vnd erschrockliche Tragedien vnd schawspiele von vngewöhnlicher ruchlosigkeit erblicken, mit eynlagen tugenthaffter taten vnd engelhafter güete, als welche den teuflischen taten gegenüberstehn. Vnd warlich, in betrachtung, das unsere breiten vnter dem schutz Seiner Katholischen Majestät, vnseres Herrn, stehn, als welcher jene Sonne ist, die niemals vnntergeht, vnd das über inen mit zurückgestralem licht als niemals abnehmender Mond jener Held aus Edlem Stamme glänzet, der für jetzo das Statthalteramt ausübet, zusammen mit denen Senatoren als den Fixsternen weit und breit, vnd

den andern wolachtbaren Rathsverwandten, als welche als wandelsterne vberall hin licht verbreyten vnd so einen erhabenen himmel bilden, lässt sich keine andere vrsach abnehmen, jhn in eine hölle verhängnisvoller taten, ruchlosigkeiten vnd grawsamkeiten verwandelt zu sehn, dergleichen zuenemen durch menschliche vermessenheyt, als dass Teufels list vnd werck im spiele seyn muss, in anbetracht dessen, dass menschliche bößheyt alleyn nicht hinreichend wär, so vielen Helden zu widerstehen, als welche mit Argusaugen vnd Briareusarmen zum allgemeinen besten handeln. – Wes halben denn bey auffsetzung dieser erzälung, als welche sich zur zeit meyner jugent zuegetragen (wenn auch die meisten personen, so darin eine rolle spielen, derweilen vom schawplatz der welt abgetreten vnd denen Parzen jren tribut gezollet) doch auss schvldiger achtung ir namen nicht genant werden sollen vnnd damit jr verwandtschaftt, vnd ebenderart sol bey denen orten verfahren werden, inmaßen wir nur generaliter die gegenden benennen. Niemand wird darin eine vnvollkommenheyt der erzälung vnd dessfalls mein plumpes kindt als missgeburth ansehen, ansonsten ein solcher kritikus in warheyt aller weißheit bar. Denn was die menschen betrifft, so darinnen bewandert sindt, werden dieselben erkennen, daß besagter erzälung nichts abgeht. Daher denn, da es offenbar vnd von niemandem geleugnet wird, daß die namen nur reiner zufall sindt ...«

Wenn ich aber nun die heroische Anstrengung über mich brächte, jene Geschichte aus der vergilbten und verschmier ten Handschrift auszuziehen, und sie – wie man so sagt – an den Tag brächte, würde sich dann wohl jemand finden, der sich der Mühe unterzöge, sie zu lesen?

Diese zweifelvolle Überlegung, die aus der Bemühung erwuchs, ein Gekritzelt zu entziffern, das hinter dem Worte »zufall« stand, ließ mich die Arbeit an der Abschrift einstel-

len und ernsthafter darüber nachdenken, was hier wohl zu tun sei.

Es trifft zwar zu – sagte ich mir bei der Durchsicht der Handschrift –, es trifft zwar zu, daß dieser Hagel von Einfällen und Vergleichen nicht das ganze Werk hindurch so weiterprasselt. Der wackere Mann aus dem siebzehnten Jahrhundert hat zunächst einmal seine Künste spielen lassen wollen; dann aber wird der Stil im Lauf der Erzählung für ganze Strecken manchmal weit natürlicher und glatter. Gut! Aber wie mittelmäßig, wie ungeschliffen und fehlerhaft ist er trotzdem. Da sind in Hülle und Fülle Wendungen aus dem lombardischen Dialekt, falsch angewandte stehende Redensarten bei einer willkürlichen Grammatik und zusammenhanglosen Sätzen. Hie und da sind dann einmal einige spanische Floskeln eingestreut. Schlimmer noch ist, daß an den schrecklichsten oder rührendsten Stellen der Geschichte und bei jeder sich bietenden Gelegenheit, zu staunen oder Überlegungen anzustellen – kurzum: an all jenen Stellen, die zwar ein wenig Schwung, aber durchaus zurückhaltend feinen, geschmackvollen Redestil erfordern, der Verfasser niemals verfehlt, uns seinen eigenen vorzusetzen, welcher der Vorrede entspricht. Sodann verbindet er mit verblüffender Geschicklichkeit die entgegengesetztesten Eigenschaften und kann uns auf derselben Seite, im selben Satz, ja im selben Wort zugleich plump und geziert erscheinen. Da gibt es dann schwülstige Salbadereien, die von den gewöhnlichsten Sprachfehlern wimmeln, und überall die anmaßende Tölpelhaftigkeit, die hierzulande den bezeichnenden Zug der Schriften aus jenem Jahrhundert ausmacht. So etwas kann man einem heutigen Leser denn doch nicht mehr vorsetzen; dazu ist sein Geschmack zu gebildet, und er ist solcher Verschrobenheiten überdrüssig. Um so besser, daß mir der gute Gedanke gleich zu Beginn dieser Arbeit gekommen ist. So wasche ich denn meine Hände in Unschuld.

Als ich jedoch die Scharteke wieder schloß, um sie an ihren Platz zu stellen, fand ich es bedauerlich, daß eine so schöne Geschichte weiterhin unbekannt bleiben sollte. Es könnte zwar sein, daß sie als solche dem Leser anders vorkommt, mir selber aber ist sie – wie gesagt – schön, ja sogar sehr schön erschienen. – Könnte man denn nicht, dachte ich, dieser Handschrift die Folge der Ereignisse entnehmen und sie rein sprachlich neu gestalten? – Da kein vernünftiger Einwand dagegen zu erheben war, nahm ich die Sache gleich in Angriff. Das also ist der Ursprung des vorliegenden Buches, den ich mit einer Offenheit darlege, die der Bedeutung des Werkes selber entspricht.

Einige Tatsachen und gewisse von unserem Gewährsmann geschilderte Sitten erschienen uns jedoch derartig neu und sonderbar – um nichts Schlimmeres zu sagen –, daß wir es für geboten hielten, andere Zeugen zu hören, ehe wir ihm Glauben schenkten. So haben wir uns denn darangemacht, in den Memoiren jener Zeit nachzuforschen, um uns zu vergewissern, ob es in der Welt dazumal wirklich so zuging. Diese Untersuchung hat alle unsere Zweifel zerstreut. Auf Schritt und Tritt stießen wir dabei auf ähnliche, ja noch tollere Dinge. Noch entscheidender aber scheint uns, daß wir schließlich auch einige Personen wiederentdeckten, bei denen wir im Zweifel waren, ob sie wirklich gelebt haben, da wir über sie bislang lediglich aus unserer Handschrift etwas erfahren hatten. Bei Gelegenheit werden wir nun einige dieser Zeugnisse anführen, um solchen Dingen Glaubwürdigkeit zu verschaffen, die angesichts ihrer Sonderbarkeit den Leser zum Widerspruch reizen könnten.

Die Sprachform unseres Gewährsmanns haben wir als unerträglich abgelehnt. Welche aber hatten wir an ihre Stelle zu setzen? Da liegt der Hase im Pfeffer.

Wer auch immer sich ungebeten bemüßigt fühlt, das Werk eines anderen umzugestalten, läuft Gefahr, von seinem

eigenen genaue Rechenschaft geben zu müssen, ja, er ist in gewisser Weise sogar dazu verpflichtet. Diese Verpflichtung besteht mit Fug und Recht, und wir wollen uns ihr keineswegs entziehen. Ja, um ihr willig nachzukommen, beabsichtigen wir sogar, hier von unserer Art zu schreiben peinlichste Rechenschaft zu geben. Zu diesem Zweck haben wir während unserer ganzen Arbeit versucht, die in dieser Hinsicht möglichen Beanstandungen in Betracht zu ziehen, um sie von vornherein zu entkräften. Darin hätte auch keine Schwierigkeit gelegen, da ja – wie wir der Wahrheit zur Ehre feststellen müssen – uns kein Einwand einfiel, der nicht gleich eine einleuchtende Widerlegung gefunden hätte, eine jener Widerlegungen, die zwar die Fragen nicht lösen, aber doch anders stellen lassen. Häufiger ließen wir auch zwei kritische Meinungen miteinander streiten und die eine die andere überwinden, oder wir prüften sie auch gründlich und aufmerksam, bis wir entdeckten und beweisen konnten, daß sie bei aller scheinbaren Gegensätzlichkeit doch völlig einer Natur und alle beide nur möglich waren, weil sie die Tatsachen und Grundsätze außer acht ließen, auf denen das Urteil fußen mußte. Hatten wir sie dann zu ihrer großen Überraschung zusammengebracht, so ließen wir sie auch zusammen laufen. Kein Schriftsteller dürfte wohl jemals so schlüssig haben beweisen können, daß er richtig verfahren sei. Aber ach! als wir soweit waren, alle besagten Einwände und ihre Gegengründe festzustellen, um sie mit einiger Ordnung vorzutragen, o weh! da hätten sie ein ganzes Buch gefüllt. Als wir das erkannten, haben wir den Gedanken aus zwei Gründen wieder aufgegeben, die der Leser sicherlich billigen wird. Erstens dürfte ein Buch, das sich zum Ziel setzt, ein anderes, ja sogar den Stil eines anderen zu rechtfertigen, lächerlich wirken, und zweitens genügt bei Büchern wohl eines auf einmal, wenn es nicht überflüssig ist.

## 1. KAPITEL

Jener Arm des Comer Sees, der sich nach Süden wendet und dessen Gestade zwischen zwei fortlaufenden Gebirgsketten so buchtenreich ihrem Vordrängen und Zurückschwingen folgt, verengt sich fast urplötzlich und nimmt, zwischen einem Vorgebirge zur Rechten und einer weiten Uferhalde gegenüber, Gestalt und Verlauf eines Stromes an. Die Brücke, welche ebenda beide Ufer verbindet, dürfte diese Verwandlung wohl noch augenfälliger machen und den Punkt bezeichnen, wo der See aufhört und die Adda wieder beginnt. Dann aber, wenn die Uferränder sich abermals voneinander entfernen, um die Wellen sich ausbreiten und in neuen Buchten aufs neue verebben zu lassen, wird das Gewässer wiederum als See bezeichnet.

Das aus den Ablagerungen dreier mächtiger Wildbäche entstandene Gestade folgt in seinem Gefälle zwei benachbarten Bergmassiven. Das eine heißt San Martino und das andere, wegen seiner vielen hingereihten Zacken, die es wirklich einer Säge ähneln lassen, auf lombardisch »Resegone«. Es gibt denn auch niemanden, der es in der langen und weiten Gebirgskette nicht an diesem Merkmal von anderen Graten mit minder berühmten Namen und von gewöhnlicherer Form auf den ersten Blick unterscheiden könnte. Man muß ihm allerdings gegenüberstehn, wie etwa auf den nach Norden gewandten Stadtmauern von Mailand. Eine gute Strecke weit steigt der Küstenstreifen allmählich und gleichmäßig an, bis er – je nach dem Gefüge der beiden Bergmassive und der Wirkung der Gewässer – in Kuppen und Talmulden, in Steilhänge und Almen übergeht.

Der von den Mündungen der Wildbäche durchschnittene Ufersaum besteht fast ganz aus Geröll und Kieseln, das übrige Gestade aus Feldern und Weingärten mit Dörfern,

Landsitzen und Gehöften hie und da; mancherorts auch mit Wäldern, die sich ins Gebirge hinaufziehen.

Lecco, die wichtigste Ortschaft, welche dem Gebiet auch ihren Namen gibt, liegt nicht weit von der Brücke entfernt am Seeufer, ja zuweilen im See selbst, wenn dieser ansteigt. Heute ist es ein großer Marktflecken und auf dem besten Wege, Stadt zu werden. Zu der Zeit, in der sich die Vorgänge abspielten, die wir erzählen wollen, war der schon beachtliche Ort auch eine Feste und hatte daher die Ehre, einen Kommandanten zu beherbergen, und den Vorzug, eine feste Garnison von spanischen Soldaten zu besitzen. Diese brachten den Frauen und Mädchen der Umgebung Unterwürfigkeit bei und walkten hin und wieder einen Ehemann oder Vater tüchtig durch. Gegen Ende des Sommers verfehlten sie niemals, in die Weingärten auszuschwärmen, um die Traubenfülle zu lichten und den Winzern die Mühsal der Lese zu erleichtern.

Von einer Ortschaft zur anderen, vom Gebirge zum Seeufer, von einer Kuppe zur nächsten liefen und laufen auch heute noch mehr oder weniger steile oder ebene Straßen und Pfade. Bald versinken sie, zwischen zwei Mauern begraben, so daß dem Blick nur oben ein Fetzen Himmel und ein Gipfel zu erspähen bleibt, bald führen sie hoch auf offener Wegstrecke, wo man eine mehr oder weniger weite, jedoch immer abwechslungsreiche Aussicht genießen kann, je nachdem, ob die verschiedenen Blickpunkte mehr oder weniger von der weiten Szenerie ringsum erfassen, und je nachdem, ob der oder jener Teil hervor- oder zurücktritt, bald auftaucht, bald verschwindet.

Einmal hier, einmal dort leuchtet ein Stück jenes weiten und wandelbaren Wasserspiegels auf und erstreckt sich manchmal weithin. Zuweilen erscheint er als See: im Hintergrund von einer Berggruppe abgeriegelt oder vielmehr in einem Labyrinth von Gebirgsketten verloren, verbreitert er



sich allmählich zwischen anderen Bergen, die nacheinander ins Blickfeld treten und sich mit ihren Ufersiedlungen in den Wellen spiegeln. Zuweilen aber wird er auch zur Stromstrecke, danach wiederum See, bis er sich abermals in leuchtenden Windungen als Strom zwischen den Bergen verliert, die ihn begleiten und – immer niedriger – gleichfalls am Horizonte zu entschwinden scheinen. – Der Standort selbst, der so wechselnde Eindrücke vermittelt, bietet wiederum nach allen Seiten neue Ausblicke: der Berg, über dessen Abhang man wandert, enthüllt einem droben ringsum klar seine Gipfel und Schroffen. Fast Schritt für Schritt erkennt man, wie wandelbar sich als viele Grate herausstellt, was zunächst als einziger Grat erschienen war, und als Gipfel tritt hervor, was sich soeben noch am Hang gezeigt. Die anheimelnde Lieblichkeit dieser unteren Berghänge mildert wohlthuend den wilden Eindruck des Gebirges und steigert die sonstige großartige Aussicht nur um so mehr.

Auf einem solchen Wege kehrte am Abend des 7. November 1628 Don Abbondio – der Pfarrer einer der oben erwähnten Ortschaften – gemächlich von seinem Spaziergang nach Hause zurück. (Weder der Ortsname noch der Geschlechtsname der Person sind in unserer Handschrift an irgendeiner Stelle überliefert.) Don Abbondio sprach ruhig seine Gebete und schloß zuweilen zwischen zwei Psalmen sein Brevier. Dabei ließ er den Zeigefinger der rechten Hand als Lesezeichen darin, verschränkte beide Hände auf dem Rücken und setzte seinen Weg fort. Er schaute vor sich hin und stieß die Steine, die ihm im Wege lagen, mit dem Fuß an die Mauer. Dann erhob er das Haupt, ließ die Augen müßig in die Ferne schweifen und heftete seine Blicke schließlich auf einen Steilhang, der nach Sonnenuntergang hie und da noch in den Strahlen erglühte, die zwischen den Zacken des gegenüberliegenden Berges vorbrachen und die kantigen Massen mit großen, ungleichen Purpurflächen bedeckten.

Nachdem er das Brevier erneut geöffnet und einen weiteren Abschnitt hergebetet hatte, kam er an eine Wegbiegung, an der er gewöhnlich die Augen vom Buche zu erheben und nach vorn zu schauen pflegte. So tat er auch diesmal. Nach der Krümmung führte seine Straße etwa sechzig Schritt weit gradeaus und teilte sich dann in zwei Pfade in Gestalt eines Ypsilon. Der rechte führte den Berg hinan zum Pfarrhaus, der andere ins Tal hinab bis zu einem Wildbach. Nach dieser Seite zu ging die Mauer dem Wanderer nur bis zur Hüfte. Die inneren Mauern der beiden Pfade vereinigten sich nicht zu einem spitzen Winkel, sondern endeten in einem Marterstein, auf dem gewisse lange, sich windende Gebilde gemalt waren, die in eine Spitze ausliefen und die nach der Absicht des Künstlers und in den Augen der Anwohner Flammen darstellten. Mit ihnen wechselten irgendwelche anderen Gestalten ab, die schwer zu beschreiben sind und Seelen im Fegefeuer vorstellen sollten. Seelen und Flammen waren ziegelrot auf fahlgrauem Grunde gemalt. Hie und da war der Kalk ein wenig abgebröckelt.

Als der Pfarrer um die Kehre gelangt war und wie gewöhnlich den Blick auf den Marterstein richtete, erblickte er etwas, auf das er nicht gefaßt war und das er lieber nicht bemerkt hätte.

Am Zusammenfluß der beiden Pfade – wenn ich so sagen darf – befanden sich zwei Männer einander gegenüber. Der eine von ihnen hockte rittlings auf dem niederen Mäuerchen und ließ ein Bein nach außen baumeln, während sein anderer Fuß auf dem Wege stand. Sein Gefährte lehnte stehend an der Mauer und hatte die Arme auf der Brust verschränkt. Die Kleidung, das Gebaren der beiden, und was man sonst an äußeren Merkmalen von der Stelle aus erkennen konnte, die der Pfarrer erreicht hatte, alles ließ keinen Zweifel über ihr Gewerbe. Beide trugen ein grünes Netz um den Kopf gewunden, das mit einer großen Quaste über die

linke Schulter fiel und auf der Stirn einen gewaltigen Haarbüsch frei ließ. Ihre langen Schnauzbärte waren spitz aufgewirbelt. Ein Ledergürtel mit zwei Pistolen darin glänzte um ihren Leib, und ein wohlgefülltes kleines Pulverhorn baumelte auf ihrer Brust wie ein Geschmeide. Aus einer Tasche der weiten Pumphosen schaute ein Messergriff heraus. Dazu trugen sie ein Rapier mit großem durchbrochenem Korb, auf dem glänzend geputzte Messingplättchen wie zu einem Namenszug angeordnet waren. Auf den ersten Blick erkannte man in den beiden Leute aus der Gilde der Bravi.

Diese heute ganz verschollene Menschenklasse stand damals in der Lombardei in höchstem Flore, und das schon von alters her. Sollte jemand davon keinen Begriff haben, so können folgende urkundliche Angaben hinreichend über ihre Hauptmerkmale unterrichten sowie über die Bemühungen, sie auszurotten, und über ihre strotzende und zähe Lebenskraft.

Der Durchlauchtigste und Hochberühmte Herr Don Carlos von Aragon, Fürst von Castelvetro, Herzog von Terranuova, Markgraf von Avola, Graf von Burgeto, Großadmiral und Großkonnetabel von Sizilien, Statthalter von Mailand und Generalkapitän Seiner Katholischen Majestät in Italien, erklärt schon am 8. April 1583 »in voller Kenntnis des unerträglichen Elends, in dem Unsere Stadt Mailand wegen der Bravi und Landstreicher gelebt hat und lebt« diese öffentlich in Acht und Bann. Er erklärt und bestimmt, daß diese Acht über alle verhängt ist, »die – ob fremd oder einheimisch – keiner Beschäftigung nachgehen oder aber ihren Beruf nicht ausüben und die daher als Bravi oder Landstreicher zu betrachten sind, auch wenn sie mit oder ohne Entgelt an einen Ritter oder Edelmann, eine Amtsperson oder einen Kaufmann sich anschließen, um denen Beistand oder Vorschub zu leisten oder – wie man annehmen kann –

anderen nachzustellen ...« All diesen befiehlt er, binnen sechs Tagen sein Gebiet zu verlassen, droht bei Nichtbefolgung mit der Galeere und gibt allen Gerichtspersonen erstaunlich weitgehende, ja, nahezu unbeschränkte Vollmachten zur Durchführung dieses Befehls.

Doch im folgenden Jahre stellt besagter Herr am 12. April fest, »daß diese Stadt weiterhin voll solcher Bravi steckt ... die ihr altes Leben fortführen, ihre Sitten in nichts verändert und ihre Zahl nicht verringert haben«, und er erläßt daher eine neue, noch schärfere und denkwürdigere Verordnung, in welcher er unter anderem verfügt: »... daß jedwede Person, sowohl aus dieser Stadt wie auch von außerhalb, von der durch zwei Zeugen feststeht, daß sie gemeinhin für einen Bravo gehalten wird und in solchem Rufe steht, bei solchem Leumund, auch wenn sie keines Verbrechens überführt werden könnte ... einfach auf diesen Ruf hin, ohne alle weiteren Beweise, von den obengenannten Richtern, alle wie sie da sind, der Folter und Tortur im hochnotpeinlichen Verhör unterworfen werden kann ... Und sollte sotane Person auch keinerlei Vergehen eingestehen, ist sie nichtsdestoweniger für obvermeldte Frist von drei Jahren auf die Galeere zu schicken, einzig auf den Ruf und Namen eines Bravo hin.« All dies – und mehr noch, das ich auslasse –, weil »Seine Exzellenz entschlossen sind, von jedermann Gehorsam zu erzwingen«.

Vernimmt man von einem so großen Herrn derartig geharnischte und selbstgewisse Worte im Verein mit solchen Anordnungen, so möchte man gerne annehmen, daß bei ihrem bloßen Aufdröhnen bereits alle Bravi für immer verschwunden wären. Aber das Zeugnis eines nicht minder gewichtigen Herrn mit nicht weniger Titeln zwingt uns, das genaue Gegenteil anzunehmen. Es ist dies der Durchlauchtigste, Hochberühmte Herr Juan Fernandez de Velasco, Konnetabel von Kastilien, Großkämmerer Seiner Majestät,

Herzog der Stadt Frias, Graf von Haro und Castelnovo, Chef des Hauses Velasco und des Hauses der Sieben Infanten von Lara, Statthalter des Staates von Mailand und so weiter. Auch seinerseits »in voller Kenntnis des schädlichen und verderblichen Treibens der Bravi und Landstreicher und des schlimmen Einflusses dieses Gesindels und seiner Mißachtung der Justiz auf das gemeine Wohl«, kündigt er ihnen am 5. Juni des Jahres 1593 erneut an, daß sie binnen sechs Tagen das Gebiet zu räumen hätten, wobei er ungefähr dieselben Anweisungen und Drohungen wie sein Vorgänger bei der Hand hat.

Am 23. Mai des Jahres 1598 ist er dann »zur nicht geringen Betrübniß seines Herzens ... in Kenntnis gesetzt, daß die Anzahl sotaner (Bravi und Landstreicher) im Stadt- und Staatsgebiet immer weiter anwächst und daß Tag und Nacht von ihnen nichts anderes verlautet als Anschläge auf Leib und Leben, Mord und Raub und alle nur denkbaren Verbrechen, zu denen sie sich um so leichter hergeben, als diese Bravi darauf bauen, von ihren Rädelsführern und Schutzherrn unterstützt zu werden ...« weshalb er dann von neuem zum herkömmlichen Heilmittel greift, wobei er die Dosis steigert, wie man bei hartnäckigen Krankheiten zu tun pflegt. Dann schließt er: »Jedermann hüte sich also durchaus, in irgendeinem Teile gegenwärtiger Verfügung entgegenzuhandeln, weil er statt der Milde Seiner Exzellenz deren rücksichtslose Strenge und Zorn erfahren wird; da bestimmt und beschlossen wurde, daß dieses die unwiderruflich letzte Mahnung bleiben soll.«

Diese Ansicht wurde indessen nicht geteilt von dem Durchlauchtigsten und Hochberühmten Herrn Don Pietro Enriquez de Acevedo, Graf von Fuentes, Hauptmann und Statthalter des Staates von Mailand. Und zwar aus guten Gründen. »In voller Kenntnis des Elendes, in welchem diese Stadt und der Staat sich wegen der großen Anzahl von Bravi